

faltigkeit, „St. Simeon,“ „St. Katharina,“ „St. Georg“ und „die heilige Jungfrau mit dem Jesukinde“. Die übrigen Bilder im Vestibule sind sämmtlich von Rahl's Schülern, Bitterlich und Eisenmenger, ebenfalls auf Goldgrund ausgeführt. Die Wände des Vestibules sind mit Marmorstick in verschiedenen Farben bekleidet und die Capitäle der Pilaster und Säulen reich vergoldet. Die grossen Bilder der Kirchenwände sind schöne von Professor Thiersch aus München gemalte Fresken in veredeltem, rein byzantinischem Style.

XXXV. CAPITEL.

Die Goldschmiedgasse.



ie hat schon frühzeitig von dem edlen Goldschmiedhandwerke ihren Namen, und schon in den ältern Grundbüchern begegnen wir dieser Benennung, und im Jahre 1524 hiess es „**Unter den Goldschmieden**“.

Die Wiener Goldschmiede erreichten überhaupt frühzeitig hohe Vollkommenheit in ihrer Kunst, so dass sie mit ihren Kameraden in den deutschen Landen wetteiferten. Es lag ein eigener Zug von Poesie, ein eigener freier Schwung in ihrem ganzen Wesen, der sich auch in ihren Gebilden widerspiegelte. Die zahlreichen Schilde der Ritter und Knappen, die kostbaren Waffen mit ihren gar seltsamen Zieraten aus getriebenem Golde, die vielen „Willkommbecher“, die Zierde und der Stolz der alten Wiener Patricierfamilien¹⁾ und die übrigen mannigfachen Geräthe und Schaustücke gaben der Goldschmiedkunst vollauf Beschäftigung und machten sie frühzeitig zu einer der blühendsten und populärsten der Stadt. Nicht wenig mag auch der Umstand zu ihrer Berühmtheit beigetragen haben, dass damals die besten Künstler auch die trefflichsten Kunsthandwerker waren und sie neben ihren Meisterwerken in der bildenden Kunst es nicht verschmähten, auch als Modelleure, Ciseleure und Goldarbeiter Herrliches zu leisten, z. B. in Italien ein Michel Angelo, ein Benvenuto Cellini etc. So kam es denn auch, dass wir schon im XIV. und XV. Jahrhundert unter den Wiener Goldschmieden Namen begegnen, die in der Kunstgeschichte eine hervorragende Stelle einnehmen.

auch seine Figuren und Gestalten meist in üppigster Körperfülle; seine Contouren waren stets schwungvoll und die Draperie seines Faltenwurfes stets durchdacht, wenn auch manchmal etwas zu überladen. Seine besten Arbeiten, mit denen Wien noch heute geschmückt ist, sind die zwölf allegorischen Frescofiguren am Heinrichshof, die Gemälde im Palais Sina am Hohenmarkt und im Palais Todesco in der verlängerten Kärntnerstrasse, dann das treffliche Tafelgemälde „Das Urtheil des Paris“, im Besitze des Hofrathes Heyder, der es aus der Hand des Meisters selbst erhielt, dann wie gesagt die Bilder in der obigen Kirche. Als seine beste, vollkommenste Arbeit dürfte wohl sein Carton „Paulus predigt zu Athen“ bezeichnet werden. Zu seinen letzten Arbeiten gehören: die Vollendung des Cartons zur „Cimbernschlacht“, welche Baron Schack in München bei ihm bestellte, dann die Aquarellskizzen für die Plafonds des Hofoperhauses und die Skizzen für das Proscenium und für den Vorhang dieses Theaters, welche seine beiden Schüler Bitterlich und Griepenkerl im Sinne und Geiste des Meisters ausführten.

¹⁾ Der „Willkommbecher“ zählte zu dem kostbarsten Familiengeräthe eines Hausvaters, und Jahrhunderte lang wurde er fortgeerbt vom Grossvater auf den Enkel. Dieser „Willkommbecher“ wurzelte in den Traditionen der Familiengeschichte und in der alten Gewohnheit, Gäste im Hause mit diesem Becher zu bewillkommen, denselben auf ihre Gesundheit zu leeren, aber auch dem Fremden zu reichen, damit er unsern Gruss erwiedere. Die Unterlassung dieser Erwiederung wurde als eine der Familie angethane Beschimpfung angesehen. Bei den silbernen und goldenen Hochzeiten spielten diese Becher eine Hauptrolle, und beim feierlichen Empfange hoher Personen, wobei die Stadt im Festschmucke prangte, wurden diese Willkommbecher neben den kostbarsten Schaustücken an den bänder- und blumengeschmückten Fenstern zur Schau ausgestellt.

Historisch merkwürdig ist, dass am Ausgange dieser Gasse zur Zeit der Babenberger-Herzoge, also zur Zeit der ersten Stadterweiterung, die alte Stadtmauer hier vorbeiging, daher der Stefansplatz noch ausser dem Stadtrayon lag, und dass hier an der Ecke ein Stadthor stand, das schon deshalb strategisch wichtig war, weil sich hier nach zwei Richtungen hin eine Fernsicht bot und der Thorthurm zwei Flanken beherrschte, die eine vom Graben durch die Naglergasse bis zum Heidenschuss und die andere vom Stefansfreithof längs der Brandstätte über die Bischofsgasse, Haarmarkt, Rothenthurmstrasse bis zum Bergel an den Steilrand der Donau.

Von den althistorischen Häusern müssen genannt werden:

Das Haus „zum goldenen Rebhuhn“ Nr. 593 (neu 6).

An dessen Stelle steht heute (seit drei Jahren) ein herrlicher Neubau, aber noch in den Jahren 1879 bis 1880 befand sich an derselben Stelle das alte „Rebhühnhaus“ und ober dem Haus-thore ein aus Stein gehauenes reichvergoldetes Rebhuhn, welches mit seinen Füssen ein aufgerolltes Band festhielt mit der Aufschrift: „Zum Rebhühnel vom Jahre 1775.“¹⁾

Das Haus „zum Sperl“ Nr. 594 (neu 4)

war seit 1700 ein Schank- und Gasthaus, und Leopold Zimbrecht Widemann, welcher der erste Besitzer dieses Schanklocales und des so beschildeten Hauses war, wurde daher allgemein von den Wienern der „Sperlwirth“ genannt.²⁾

Das Haus „zum gulden Löwen“ Nr. 595 (neu 2 oder Stefansplatz II).

Dieses Haus war bereits im Jahre 1409 ein Apothekerhaus und gehörte dem Martin Schepfer; es wurde von mir bereits bei Besprechung des Stefansplatzes Seite 90 erwähnt, daher mir nur noch erübrigt, Einiges über das Apothekerwesen der Wiener zu sagen, da es uns nicht bloß einen Einblick in das Arzneiwesen gestattet, sondern auch scharfe Streiflichter auf die Culturzustände jener Zeit wirft.

Das Apothekerwesen des Mittelalters in Wien.

In frühesten Zeiten bereiteten die Aerzte die Heilmittel selbst und gaben sie auch den Kranken persönlich. Später wurde die Heilkunst in verschiedene Theile getrennt, und manche Aerzte beschäftigten sich nicht mit den Kranken, sondern ausschliesslich mit der Zubereitung der Heilmittel, auch überliessen sie das Aufsuchen heilkräftiger Mittel und Kräuter bestimmten einzelnen Männern, welche sie „Rhizotomen“, d. h. Sammler heilkräftiger Wurzeln, nannten. Hierdurch entstand eine schärfere Trennung zwischen den ausübenden Aerzten und den Heilmittelforschern und den Verkäufern oder Apothekern. Es entstanden somit zwei Branchen: die Arzneikunst und die Apothekerkunst.

Als die medicinische Wissenschaft immer grössere Fortschritte machte und daher das Arznei- und Apothekerwesen einer immer grössern Blüthe entgegenging, namentlich die von Ferdinand II. im Jahre 1538 gestiftete grosse medicinische Schule zu Salerno immer grösseres Ansehen gewann, wurde das Apothekerwesen auch in Oesterreich und Wien durch genauere Gesetze geregelt. Die Apotheker erhielten jetzt eine eigene Arzntaxe; sie durften sich nur an gewissen Orten und in einer bestimmt vorgeschriebenen Anzahl niederlassen, und in jeder Stadt oder Ortschaft

¹⁾ Nach den Mittheilungen des Alterthumsvereines war hier bereits im Jahre 1537 ein Wolfgang Rephuen, Seilerer, sesshaft, von welchem sich das Hausschild erklärt, und im Jahre 1550 war Alphonsus de Maerrada, Ritter *ordinis Calatravae*, oberster Valkenmeister, Besitzer desselben.

²⁾ Nach Mittheilungen des Alterthumsvereines war aber schon im Jahre 1550 ein Hanns Michael Kolb hier sesshaft, den man den „Sperl-Würth“ nannte; das Gässchen führte damals den Namen „Spassnergässel“.

wurden zwei Männer von Ansehen zur besondern Aufsicht über die Apotheken aufgestellt, in deren Gegenwart die wichtigsten Arzneimittel verfertigt wurden, wie z. B. damals der Theriak.

Im XV. Jahrhundert gab es in Wien noch wenig Aerzte und wenig Apotheken, und als im Gefolge Kaiser Ferdinands IV. auch ein jüdischer Arzt mit nach Wien kam und sich hier bleibend niederliess, um die Praxis auszuüben, protestirten die Aerzte dagegen und nannten dies eine Beeinträchtigung ihrer Freiheiten und Statuten und führten unter Anderem auch an: „**Es seiend ohnehin II Doctores beständig hier ze Wienne, dahero die Gemeind keinen Abgang von gelarten Aerzten erleidt;**“ und Anfangs des XVI. Jahrhunderts erschien von Kaiser Maximilian I. eine Aerzte- und Apothekerverordnung unterm 9. October 1517. In derselben wird wörtlich bestimmt, „**daß Keiner, weß stand, wemens, oder Grades er sei, ze Wienne der „Leibarznei“ sich gebrauchen lasse und darinnen practiziren dürfe, er sei denn in einer bewährten hohen Schule nach Ordnung derselben zugelassen und Doctor geworden.**“ In derselben Verordnung wurden auch den Doctoren der Wiener Facultät gewisse Rechte gegen die Apotheker eingeräumt.¹⁾ Ein Jahr darauf (1518) befahl Kaiser Maximilian I., „**dass jeder Apotheker durch obrigkeitliche und sachverständige Personen mindestens einmal im Jahre visitirt und alle verlegenen oder untauglichen Materialien abgeschafft und besonders Mass und Ordnung gegeben werde, damit die Apotheken mit guten, frischen und gerechten Materialien versehen, auch die Recepte nicht zu hoch taxiren damit Niemand in Bezahlung der Arznei zu viel beschwert werde.**“ Um diese Zeit gab es im Ganzen nur sechs Apotheken, u. zw.: die „**zum schwarzen Bären**“ am Lugeck in dem jetzt demolirten Hause Nr. 735 (neu 1) „**zum Germaniahof**“, gegenwärtig *vis-à-vis*; die „**zum Storch**“ im Schönbrunnerhaus Nr. 562 (neu 8); die „**heilge Geistapothek**“ im Bürgerspitals, Kärntnerstrasse Nr. 1043 (neu 34); die „**zum gulden Kreuz**“, heute Hôtel „**Erzherzog Carl**“, Kärntnerstrasse Nr. 968 (neu 31); ferner die „**zum schwarzen Adler**“, Schauflerluken (Schauflergasse) Nr. 5 (neu Herrengasse 1); endlich die bereits genannte in der Goldschmiedgasse. Etwa 25 Jahre darnach hatten sich die Apotheken in Wien bereits auf zehn vermehrt, u. zw. gab es damals noch weiters die „**zum gulden Hirschen**“ auf dem alten Fleischmarkt Nr. 728 (neu 1), noch gegenwärtig am selben Fleck; die „**zur gulden Krone**“ am Graben im Trattnerhof, welche später den Namen „**zum Tobias**“ annahm; die Apotheke in der Stallburggasse Nr. 1154 (neu 5), heute Hofapotheke genannt, und seit 1546 als Salvator-Apotheke in der Kärntnerstrasse Nr. 22 bestehend, und endlich die „**zum schwarzen Mohren**“, Tuchlauben Nr. 444 (neu 27), noch heute am selben Platze.

Auch die Apothekerverordnung wurde vermehrt und eine solche im Jahre 1602 von Kaiser Rudolf II. und eine andere 1644 von Kaiser Ferdinand III. gegeben.

Unter Kaiser Leopold I. genossen die Apotheker bereits ein höheres Ansehen und bedeutendes Renommée, so dass aus allen Ländern gelehrte Chemiker, Aerzte und Pharmaceuten nach Wien kamen, um unsere Einrichtungen zu studiren.²⁾

¹⁾ „**Sie können,**“ so hiess es in der kaiserlichen Verordnung, „**alle und jegliche Apotheken zu was zeit imer in Wien, so oft es nothbut besichtigen und visitiren, und wenn sie etwas sänden, so es nicht recht sei, nach gemeinamen Rath und Frommen zu reformiren. Ob dann einer oder der mehrere darüber begriffen würden, denen solle ihre apothek geisperret und solche unserem Statthalter und Regenten angezeigt werden, damit sie alsdann mit Befehl nothdürftig gegen sie handeln mügen.**“

²⁾ So z. B. besuchte die Wiener Universität der berühmte Gelehrte Conrad Barchuten aus Utrecht, Jakob Chalderon aus Palermo, der französische Hofapotheker Gilles Boulduc, Professor der Chemie, Moses Charas und viele andere Chemiker, Pharmaceuten und Professoren. Nebstbei musste aber auch viel Schwindel getrieben worden sein, denn es erschien im Jahre 1689 in Wien beim Buchdrucker Leopold Voigt ein Buch im Verlage, das den seltsamen Titel führte: „**Alle modische Arzneiassen, d. i. ein wahre und klare obchon rechte dennoch gerechte Beschreibung lächerlicher Fehler einfältiger Thorheiten und Mißbräuche in der Arzenei wie auch vieler Curiosen aus dem alten Weiberarchiv genommene Recepte, possirliche Kunststücke und mit besondern Superverstand ausgepickten Geheimnisse der Natur. Allen ausschniderischen Landstierzen, verlogenen Theriakträmern, aufgeblasenen Menschenlidern, ehr- und lehrbedürftigen Purgiertünstlern zu einer heilsamen Warnung. Das erste Mal ans Licht gebracht durch Joco-Serium.**“ Aus dem Inhalte dieses Büchleins, wie aus den um diese Zeit erlassenen Verordnungen musste der Handel mit quacksalberischen Medicamenten sehr arg getrieben worden sein, denn es erliess bereits

Zur Zeit der Regierung Carls VI. hatte man nicht mehr als zwölf Apotheken, und es kamen zu den frühern noch hinzu: jene „zum weißen Engel“ auf dem Graben, Ecke des Paternostergässchens und jene „zum rothen Krebs“ auf dem Hohenmarkt Nr. 524 (neu 13), dann je eine in den Vorstädten St. Ulrich, Wieden und Landstrasse. Ueberdies hatten auch die Jesuiten und die barmherzigen Brüder eine Apotheke (letztere noch heute in der Taborstrasse). Die einzelnen Officinen (wie man sie nannte) wurden jährlich von den Doctoren untersucht, wofür die Apotheker den Visitirenden einen Ducaten und ein gutes Mittagmal verabreichen mussten.

Im August 1782 wurde die Innung der Apotheker von Kaiser Josef II. mit allen ihren bisherigen Privilegien aufgehoben ¹⁾ und dafür bestimmt, dass Jeder, der sein Examen gut bestanden hat, ohne eigene Abgabe an Steuern etc. eine Apotheke errichten könne.

Erst unter Kaiser Franz I. durften die Apotheker vermöge Hof-Resolution vom 11. Juni 1769 innerhalb der Linien Wiens ein eigenes Gremium bilden, aber es wurde ihnen strengstens untersagt, nach eigener Einsicht oder auf Geheiss blos bürgerlicher Chirurgen heftige Brechmittel oder Ableitungsmittel, Mercurialien, Opiate oder gar giftige Waaren ohne Vorschrift eines befugten Arztes herauszugeben. Ja sie wurden sogar verhalten, eigene Protokolle über alle diejenigen zu führen, welche Gifte abnehmen, die Namen der zur Beglaubigung des Receptes unterfertigten Aerzte genau zu registriren und die Verzeichnisse der höhern Behörde zur Einsicht vorzulegen. Nach diesen Vorschriften wird auch noch heute vorgegangen, und alle seit dem erflossenen Gesetze bezogen sich oder beziehen sich nur auf Taxirung der Medicamente oder sind sonst fiscalische Massregeln.

Das Bierhaus „zur Tabakspfeife“ in der Goldschmiedgasse Nr. 618 (neu 9).

Dieses uralte Bierhaus beherbergte noch zu Ende der Zwanzigerjahre ein Curiosum eigener Art, eine Rarität ersten Ranges, deren sich die ältern Wiener vielleicht noch aus eigener Anschauung erinnern werden. Es war dies eine riesige Tabakspfeife, aus Hirschhorn kunstvoll geschnitzt, die ihre eigene Entstehungsgeschichte aufzuweisen hat.

Im Mittelalter nämlich pflegte man an den Thürmen Hirschgeweihe aufzupflanzen, weil man ihnen, abergläubig wie man war, die Eigenschaften von Blitzableitern zuschrieb. Dies war auch im Jahre 1551 mit unserm geliebten Stefansthurm der Fall. ²⁾ Da man aber im Laufe der Zeiten sich von der Nutzlosigkeit dieser vermeintlichen Blitzableiter überzeugte, der Stefansthurm endlich selbst schad-

Leopold I. im Jahre 1693 ein Patent (Kropatschek'sche Gesetzsammlung, XIV. Heft), in welchem es wörtlich heisst: „Deme nach eine zeit hero allerhantem „Bullati“ das sind pfalzgräfflichen Bullen und nicht mit Universitaets-Diplomen versehenen daher „Bullenmagister“ genannte Person sich in unsere Haupt- und Residenzstadt einschleichen und anderer Orten ihrer begangenen Missethaten halber entwichene unbekante Kezerische auch Juden und Wiedertäufer'sche Medici Arzneyframer und Wundärzte hieher komen, welche ihre Arzeneien mit höchsten Betrug und Gefahr der Patienten, um theueres Geld verkaufen und daß sie von der hiesigen Sacultät zur Examinirung des Doctorates, und Vorlebens nicht pariren, sondern allerhand Ausflucht und Schutz suchen. Dadurch nur großes Anheil und merkliche Verwahrlojung der Menschen an ihrer Gesundheit und des Lebens neben Abbruch dennen andern in der Kunst erfahrenen examinirten approbirten Medicis ingleichen dennen bürgerlichen mit Steuern und anderen Auflagen onorirten Apothekern, Barbiren und Badern, an ihrer täglichen Nahrung zugefügt werde und ob wir zwar noch den 15. October 1658 durch einen öffentlichen Ruff (Ersatz der heutigen Anschlagzettel und Inserate) publiciren lassen, daß dergleichen Bullatien wirklich hinweg von der Stadt und aus dem Lande geschafft werden sollen: so wird uns doch berichtet, daß deme zuwider etliche in der Stille sich noch hier aufhalten. Hierum befehlen wir hiemit nochmals, daß die obbemelte Bullatie etc. alsbalden ab- und ausgeschafft und hiesfür keinen unapprobirten und unexaminierten Apotheker, Barbier und Bader zu den Stuben zukommen lasset.“

¹⁾ Allerlei Uebervortheilungen des Aerars sollen Kaiser Josef II. zu diesem Schritte bewogen haben.

²⁾ Im Jahre 1551 wurden auf die obern acht Spitzen des Stefansthurmes Hirschgeweihe wider das Einschlagen des Blitzstrahles aufgesetzt, weil die Vorfahren bemerkten, dass noch nie ein Hirsch vom Blitz getroffen worden sei. Die Veranlassung zu dieser Vorsichtsmaßregel gab der Umstand, dass im Jahre 1449 ein Blitzstrahl den Stefansthurm entzündete, so dass derselbe fast gänzlich abrannte.

haft, ja sogar mehrere Male vom Blitz¹⁾ getroffen und arg beschädigt wurde, so nahm man die Geweihe während der Reparaturarbeiten von ihrem mehrhundertjährigen Standorte wieder herab, und der Magistratsrath Ignaz Heys, der eben mit der Aufsicht dieser Reparaturen betraut war, kam auf

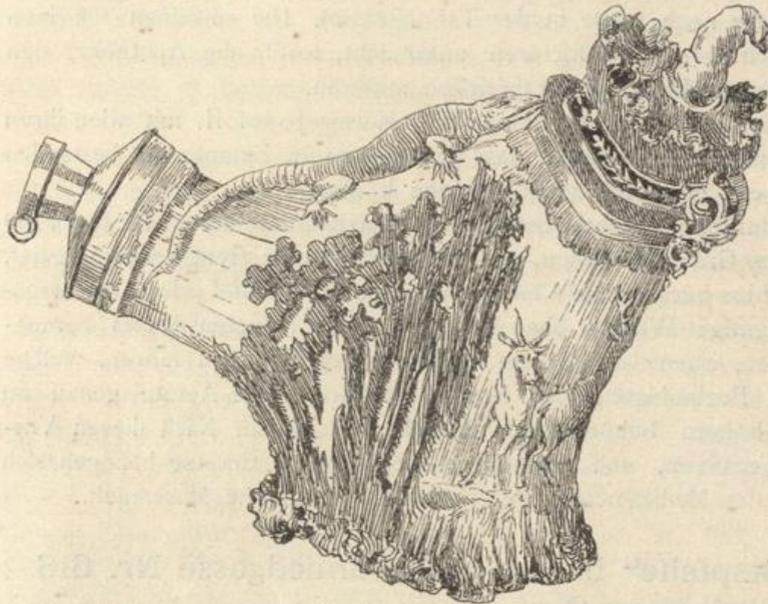


Fig. 165. Die alte Tabakspfeife aus Hirschhorn.

die abenteuerliche Idee, aus diesen halbvermorschten, sturmverwitterten Hirschhornresten eine grosse Tabakspfeife schnitzen zu lassen, und da er mit dem Vorstande der ehrsamem Ledererzunft gut befreundet war, so machte er demselben diese Pfeife zum Geschenke. Weil aber der Vorstand und die Meister der Zunft allabendlich in obigem Bierhause zusammenkamen, so brachte man die Pfeife im Jahre 1810 hieher und stellte sie als Schaustück im Gastzimmer auf. Sie wog 227 Pfund, hatte ein Hauptrohr und 24 kleinere elastische Nebenrohre, aus denen die 24 ältesten Zunftglieder bei ihren fröhlichen Zusammenkünften *in corpore* zu rauchen pflegten.

Noch bis zu Ende der Zwanzigerjahre bildete dieses Raritätenstück eine Zierde des Locales, und die Wiener verehrten es seines hohen Alters wegen gleichsam als kostbares Erinnerungs- oder Wahrzeichen der Stadt. Im Jahre 1830 verschwand diese Reliquie aus dem Locale, und die Wiener mussten sich seitdem mit einer Abbildung begnügen, denn in diesem Jahre kaufte ein bekannter Raritätensammler dieses Unicum von dem damaligen Wirthshauspächter für eine ziemlich grosse Summe in guten Silberzwanzigern an.²⁾



Fig. 166. Der Untertheil der Tabakspfeife.

Das Bierhaus behielt wohl bis zum heutigen Tage den Namen „zur grossen Tabakspfeife“ bei, aber sogar die Abbildung verschwand gleich dem Originale von hier, und das Bild, das uns heute aus dem Wirthshauschilde entgegenseht, trägt auch nicht die leiseste Spur einer Aehnlichkeit mit dem einstigen Originale. Es dürfte daher meinen Lesern umso willkommener sein, die wahre Abbildung jener Tabakspfeife kennen zu lernen, deren Genesis ich soeben erzählte. Die Abbildung *sub Figur 165* zeigt uns den mit seinem kunstvollen Schnitzwerke im bizarren Geschmacke älterer Zeit ausgeführten Pfeifenkopf. So z. B. sehen wir über dem obern Theile der Pfeife eine

¹⁾ Vide: Fischer's „*Brevis nota*“ P. II. Hier heisst es: „An St. Johannes Sonnenabendtag in der 9ten Stund Nachmittag 1699 ist der Thurm vom wilden Feuer ausgebrennet.“ — Dieselbe Geschichte weiss auch aus dem XVIII. Jahrhundert von zwei andern Fällen zu erzählen, wobei dieser Thurm durch Blitzschlag beschädigt wurde.

²⁾ Vor beiläufig fünfzehn Jahren kam diese interessante Reliquie durch Erbschaft in den Besitz des Herrn Anton de Balasfalva, der eine genaue Zeichnung von dem Originale anfertigen liess. Uebrigens ist noch zu bemerken, dass auf dem Silberbeschlage der Pfeife, und zwar an der rückwärtigen Rohrmündung, die Legende über das Herkommen und die Widmung der Pfeife eingravirt ist. Charakteristisch ist am Rohre der schön geschnitzte Mädchen- und Männerkopf und bei letzterem die Haare, die durch Laubwerk geschickt angedeutet oder vielmehr ersetzt werden; auch die Eidechse, welche hier zum Haupte des Mannes emporkriecht, ist charakteristisch.

Eidechse kriechen, auch der Pfeifendeckel ist phantastisch geformt. Die Zeichnung *sub Figur 166* im Medaillonform stellt einen Bären im Kampfe mit einer Schlange dar und bildet den Untertheil des Pfeifenkopfes; endlich die Zeichnung *sub Figur 167* versinnlicht uns das Pfeifenrohr, und zwar nur den unteren Theil desselben, die Fortsetzung des Rohres sammt den 24 Seitentheilen aber ist hier in der Zeichnung nur beiläufig angedeutet.

Das Tabakrauchen gehörte zu Anfang dieses Jahrhunderts bei den Wienern überhaupt zu den seltenen Genüssen, und es gab in der Stadt nur einige wenige Bierhäuser, wo das Rauchen aus Pfeifen geduldet war. Es ist daher nicht uninteressant, einige Bemerkungen über das Tabakrauchen der Wiener aus älterer Zeit hier im Allgemeinen folgen zu lassen.

Das Tabakrauchen der Wiener zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Nicht uninteressant ist die Bemerkung, dass das Tabakrauchen noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in der bessern Gesellschaft so gut wie verpönt war, ja dass sogar kaiserliche Vorschriften bis in die jüngste Zeit erlassen wurden, welche das Rauchen aus Pfeifen auf offener Strasse strengstens untersagten. Das Tabakrauchen gehörte sonach damals unter die Genüsse des gemeinen Volkes, und wenn sich doch Jemand aus den besseren Kreisen zum Pfeifenrauchen verleiten liess, so unterliess er es nicht, wie Zeitgenossen ausführlich erzählen, vorerst Mund und Hände zu waschen und die Kleider zu wechseln, bevor er Abends in die Gesellschaft oder in's Schauspielhaus ging. Nur wenige Wirthshäuser der inneren Stadt (meist Bierhäuser) gab es, wo man sich dem Genusse des Pfeifenrauchens ungenirt hingeben konnte. Diese Locale glichen alsdann förmlichen Selchküchen, in denen man fast vor Qualm erstickte. Erst mit der Erfindung der Zigarren kam das reinlichere Zigarrenrauchen zu Anfang der Dreissigerjahre in Wien auf und griff so rasch um sich, dass man schon nach dem Achtundvierzigerjahre keinen Wiener mehr auf der Strasse aus einer Pfeife rauchen sah. Die schönen silberbeschlagenen Meerschamköpfe mit langen farbigen Quasten, der Stolz und die Freude ihrer Besitzer, waren mit einem Schlage verschwunden und machten nun der elegantern, handsamern Zigarre für immer Platz.

Freilich war der ärmern Classe mit dieser Neuerung nur wenig geholfen, denn die Zigarrenpreise stiegen so rapid, dass um den Betrag einer einzigen Importirten der vormärzliche Wiener sich recht gut für eine ganze Woche mit Tabak versorgen konnte. ¹⁾

¹⁾ Es ist wohl Wenigen bekannt, dass noch zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts die Tabakpflanze, ehe sie ein Genussmittel für Raucher wurde, als officineller Heilartikel in den Wiener Apotheken eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Man erzeugte z. B. aus den Blättern ein destillirtes „Tabaköl“, ein sogenanntes „infundirtes Oel“, ein „Salz“ aus der Asche der Pflanze, einen „Syrup“, ein „Tabakpflaster“, ja sogar einen sogenannten „Tabakbalsam“, den die Aerzte als besonders heilkräftig verschrieben. Man nannte dies Kraut in der Wissenschaft „*Herba Medicea*“ oder „Königskraut“, auch „*Nicotiana*“, weil ein Franzose, der portugiesische Gesandte Jean Nicot, die erste Tabakpflanze nach Frankreich brachte und in den Gärten der Königin, die dem Hause der Medicis entstammte, einführte.



Fig. 167. Das Rohr zur Tabakpfeife.